

Georg Bönisch

DER
96
PROZENT
MANN

**KÖLNS
OBERBÜRGERMEISTER
THEO BURAUEN
(1906-1987)**



GREVEN VERLAG KÖLN

INHALT

Der 96-Prozent-Mann	7
Der Volksschüler	11
Der Bauchladenverkäufer	19
Der Soldat	26
Der Neubeginn	32
Der Ausschussvorsitzende	39
Der Fraktionschef	45
Der Bürgermeister	53
Der Oberbürgermeister	60
Der Sieggewohnte	72
Der Populäre	79
Der Mensch	89
Der Amoklauf	102
Aufstand der Jugend	108
Absturz in Afrika	114
Der Unentschlossene	127
Der OB-Rentner	135
Der Abgelehnte	140

ANHANG

Ämter und Auszeichnungen	145
Chronik	150
Ausgewählte Literatur	159
Bildnachweis	163
Personenregister	164

© Greven Verlag Köln, 2015
Lektorat: Holger Steinemann, Stuttgart
Gestaltung und Satz: Angelika Kudella, Köln
Umschlaggestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck,
unter Verwendung zweier Fotografien von Helmut Jüliger (vorne)
und Alfred Koch (hinten)
Gesetzt aus der Scala und der Gotham
Lithografie: farbo prepress, Köln
Papier: Lessebo smooth natural
Druck und Bindung: CPI books, Leck
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7743-0646-2

Detaillierte Informationen über alle unsere Bücher finden Sie unter:
www.Greven-Verlag.de

DER 96-PROZENT-MANN

Daheim bei Theo Burauen, Faßbenderkaul 15, im Kölner Stadtteil Raderthal. Ringsum alles grün, das liebt er. 1968. Seit fast zwölf Jahren ist Burauen Oberbürgermeister in Köln, das Amt liebt er auch. Sechs Monate, sechs lange Monate hat er pausieren müssen – nach einem schrecklichen Flugzeugabsturz im afrikanischen Ruanda Ende Januar.

Erst die Zeit im Hospital, dann die Erholung zu Hause, schließlich der Erholungsurlaub im schweizerischen Bad Ragaz. Ein halbes Jahr weg. Eine lange Strecke für jemanden, der eine öffentliche Person ist. Ein Medienmann, einer, der ständig in der Zeitung steht. Und der zu wissen glaubt, dass sechs Monate Abwesenheit beim Wahlvolk nicht gut ankommen. Vielleicht gar ein Knickpunkt sein könnten.

Auch wenn dem Wahlvolk noch präsent sein müsste, dass seine Partei, die SPD, mit ihm als Spitzenkandidaten bei den Kommunalwahlen 1964 die absolute Mehrheit der Stimmen geholt hatte, das erste Mal überhaupt. 57,4 Prozent, über zehn Prozent mehr als bei den Wahlen zuvor. Ein unerwarteter Sieg, und für die CDU Konrad Adenauers bedeutete dieser Sieg: eine Niederlage, zudem eine gravierende, eine katastrophale. Vier Jahre sind seither vergangen.

Am 16. August, ein paar Tage vor seiner geplanten Rückkehr ins Rathaus, gibt Burauen dem Journalisten Peter Espe von der *Kölnischen Rundschau* ein Interview, daheim in seinem grünen Garten, bei »Kaffee, Keksen, Kognac«. Im kommenden Jahr, 1969, sind sowohl Bundestagswahlen angesetzt als auch Kommunalwahlen.

rußen und stinken. Wo das Klo im Treppenhaus oder draußen ist, wo jeder mindestens eine Woche lang dieselben Klamotten am Körper trägt. Da, wo die Väter so wenig Geld nach Hause bringen, dass jeder Monat zwangsläufig im Defizit endet – weil Butter und Brot so teuer sind.

19. Oktober 1906, ein Freitag, 23.15 Uhr. In der »Provincial-Hebammen-Lehranstalt Cöln« bringt Maria, die Frau des Schriftsetzers Theodor Josef Burauen, ihren ersten Sohn zur Welt – Theodor. Das Hospital liegt an der Jakobstraße, nicht weit entfernt von der Wohnung des jungen Paares, das im Jahr zuvor geheiratet hat.

Theo Burauen wird also dort geboren, wo Köln wohl am authentischsten ist: im Severinsviertel, dem Vringsveedel.

Der Kleine ist erst wenige Wochen alt, als die Eltern umziehen. Perlenpfuhl 29, so lautet die neue Anschrift, ein 20-Parteien-Haus mit großem Hinterhof, vierte Etage. »Jede Familie«, erinnert sich Burauen später, »hatte mehrere Kinder, so daß man einen eigenen Kindergarten hätte einrichten können.« 1909 bekommt er ein Brüderchen, den Hans.

Maria, eigentlich Anna Maria Katharina, und Theodor Josef Burauen sind beide Kölner. Marias Vater betrieb in der Großen Brinkgasse eine Kupferschmiede, der ihres Mannes war Ackerer drüben im rechtsrheinischen Poll, ein Landwirt also. Weil die Eltern ganz früh starben, wuchs Theodor Josef Burauen im Waisenhaus auf.

Vom Perlenpfuhl, dieser mündet in die Hohe Straße, hat er es nicht weit bis zum Ursulaplatz. Hier arbeitet Theodor Josef Burauen seit einigen Monaten in der Druckerei der *Rheinischen Zeitung*, der Tageszeitung der Sozialdemokraten, die 1892 zum ersten Mal erschienen ist. Ein Titel, der sich anlehnte an den der *Neuen Rheinischen Zeitung*, eines der entscheidenden Organe der Revolutionsjahre 1848/49. Dessen Chefredakteur hieß Karl Marx.

Klar, dass Theodor Josef Burauen bei diesem Job Mitglied der SPD war, auch gehörte er der Gewerkschaft an. Die starke Anbindung des Vaters an die Programmatik der Partei sollte den Sohn



Aufmerksamer Blick in die Kamera: der kleine Theo, ein Jahr alt

nachhaltig prägen. »Hausgesinnung«, so hat Burauens Biograf Peter Fuchs dessen Bezug zur Sozialdemokratie beschrieben. Ein nettes Wort, doch war es viel mehr: Lebensgesinnung.

Mit sieben wird Theo Burauen eingeschult, ein Jahr später beginnt der Erste Weltkrieg. Köln jubelt, tagelange Spannungen entladen sich in nationalistischer Euphorie. Auf den Militärzügen, die gen Westen rollen, sind Siegerparolen aufgemalt: »Jeder Stoß ein Franzos, jeder Schuß ein Ruß!« Oder: »Platz da, Eilzug nach Paris!«

Auch die *Rheinische Zeitung* stimmt ein in den Chor: »Dieser Aufmarsch eines großen Volkes hat etwas Gewaltiges, etwas Mitreißendes! Eine Riesenwoge unerhörten Opfermutes rollt durch



Der Perlenpfuhl, gelegen zwischen Herzogstraße und Hohe Straße: Hier wuchs Theo Buraen auf.

das Land! Der gereifte, hart arbeitende Proletarier in Uniform! Aus dem Fronddienst für das Kapital, aus dem Befreiungskampf für seine Klasse wird er zum Schutz für das bedrohte Land gerufen!« Und in den Schulen wird diese Zuversicht, jeden Gegner niederzuringen zu können, in Reimen formuliert: »Einst wenn wir nimmer klein sind mehr / Dann dienen als Soldaten / Wir in des Deutschen Kaisers Heer / Zieh aus zu großen Taten / Und wandern wir ins Weite / Im großen, großen Streite / Wird wieder man es hören / O Deutschland, hoch in Ehren!«



Schick gemacht für die Erstkommunion, 1917: Theo Buraen (rechts) mit seinem Freund Heinrich

Die Realität ist eine andere. Schon nach einem Kriegsjahr sind 4516 Kölner Soldaten gefallen, im zweiten sterben 2682, zwischen August 1916 und August 1917 mehr als 3100. Briefe und Tagebücher werden zu Dokumenten der Grausamkeit. »Schrecklicher Anblick«, hält ein Lehrer am 18. September 1914 fest, »Offiziere und Soldaten auf Krücken, beide Beine ab, viele erblindet, beide Augen ausgeschossen ...«

Köln hungert, Köln leidet – die Spanische Grippe grassiert, an manchen Tagen sterben bis zu 50 Frauen und Männer, vor allem

haben Platz. Die Radrennbahn ist knapp 167 Meter lang – am zweiten Weihnachtsfeiertag startet hier das erste »Kölner Sechstagerennen« seit vielen Jahren, ein europaweites Sportereignis mit langer Tradition.

Und dieses Jahr 1958 ist für Burauen auch aus anderen Gründen ein wichtiges, einschneidendes. 4. Juli, ein Freitag, brütende Hitze. Kurz nach 15 Uhr eröffnet Burauen die 8. Sitzung des Stadtrates, nennt die Namen jener Abgeordneter, die fehlen – um sofort innezuhalten. Peter Josef Schaeven, der Fraktionsvorsitzende der CDU, ist zusammengebrochen: Sekundentod. Vier Tage später hält Burauen die Trauerrede, wohl eine seiner persönlichsten Reden. Schaeven, sagt er, sei ihm »ans Herz gewachsen«, und was »zunächst einseitige Empfindung« gewesen sei, habe in »einer stillen Freundschaft« geendet – »weil wir beide aus einem gleich schlichten Bürgerhaus, aus dem Schoße dieser Mutter Colonia gekommen sind«.

8. November, ein Samstag, ungemütlich kalt. Wieder eine OB-Wahl, nach zwei Jahren nur. So sieht es die NRW-Gemeindeordnung vor. Wieder das Duell: Burauen gegen Schwering.

Die Kölner CDU-Funktionäre sind, trotz des Schocks von 1956, voller Zuversicht. Bei der Bundestagswahl 1957 haben die Christdemokraten, mit der CSU an ihrer Seite, einen grandiosen Sieg eingefahren und, erstmals, die absolute Mehrheit geholt. Und bei den NRW-Landtagswahlen am 6. Juli 1958, gerade erst vier Monate her, hat Schwering in seinem Kölner Wahlkreis den Kandidaten Burauen niedergehalten. Schwering hat 11000 Stimmen mehr auf sich vereinen können, somit seien alle Befürchtungen obsolet, glaubt er, der könne Kapital schlagen aus seiner »Karnevalspopularität«. Ein Irrtum.

Adenauers Partei hatte, anders als Schwering, diesen Burauen und dessen Qualitäten »durchaus anerkannt und sehr ernst genommen«, sagt Winfried Herbers. Beleg dafür: die Protokolle der Vorstandssitzungen 1958 bis 1961. Viermal wurde der Kölner



»So wahr mir Gott helfe!«: Ex-Oberbürgermeister Ernst Schwering (CDU) vereidigt als Alterspräsident des Rates das SPD-Stadtoberhaupt Theo Burauen.

Oberbürgermeister darin erwähnt, respektvoll und lobend. Ein außergewöhnlicher Vorgang.

Schwering tritt am 1. Oktober 1958 vom Amt des Fraktionsvorsitzenden zurück, um dem jüngeren Franz Lemmens, wie Burauen Jahrgang 1906, Platz zu machen – weil er darauf setzt, wie schon früher das repräsentative OB-Amt einnehmen zu können. Der erste Wahlgang findet am 4. November statt: 32 Stimmen für Burauen, 29 für Schwering, fünf für den FDP-Kandidaten Friedrich Jacobs. So entspricht es der Sitzverteilung in der Ratsversammlung. Für den 8. November gilt: Wenn im ersten Durchgang niemand die absolute Mehrheit schafft, reicht im zweiten die relative.

Wie schon zwei Jahre zuvor, versucht eine kleine CDU-Delegation, die Freidemokraten auf ihre Seite zu ziehen. Schwering zeigt sich überzeugt, dass vier der fünf FDPler für ihn stimmen werden, und wenn sich der übrig gebliebene Kollege enthalte, könne er gewählt werden – mit einer Stimme Mehrheit.



Burauen als Großfigur im Kölner Rosenmontagszug, 1957: Wenige Monate zuvor war er Oberbürgermeister geworden.

der Erinnerung an das Gestern. Oder als am Kaufhof das erste Parkhaus Deutschlands mit Liftbetrieb startete, Sinnbild des technischen Morgen.

Am 19. März 1961 stehen Kommunalwahlen an. Eigentlich hätten sie schon im Jahr zuvor stattfinden sollen, doch wegen einer Verfassungsbeschwerde sind sie verschoben worden. Die Taktik der Christdemokraten nun: kratzen an Burauen, kratzen an den Sozialdemokraten, die der CDU-Geschäftsführer Kurt Schmelter »Pseudosozialdemokraten« genannt hat. Er fordert einen »harten Wahlkampf«. Die oft geübte Harmonie der beiden großen Parteien in Köln – dieses Prinzip ist jetzt außer Kraft gesetzt.

Was den Wiederaufbau der Stadt anbelangt, sagt Schmelter, schmücke sich die SPD »mit fremden Federn«. Dies ist, weil wider besseren Wissens, ein Hieb gegen Burauen. Der gebe sich »nach außen hin so gerne bürgerlich«, »charmant«, in Wirklichkeit sei er ein »roter Wolf«, getarnt im »Schafspelz«. Wahlhelfer Konrad

Adenauer sagt, etwas irritierend: »Sozialist bleibt Sozialist, auch wer sich als Oberbürgermeister ... über seine sozialistische Gemeinschaft zu erheben versucht.«

Ein solcher Oberbürgermeister sei nicht nur ein »Schönheitsfleck«, er könne, die Mehrheit im Rat hinter sich, eine »große Macht über viele Dinge erreichen«. Das ist eine Warnung an seine Parteifreunde. Der Versuch, Burauen zu demontieren, geht gar ins Lächerliche. So verbreitet die CDU auch, eigentlich passe er gar nicht in die SPD. Und macht die danach dutzendfach variierte Episode vom alten Mütterchen publik, das auf einer Wahlveranstaltung der CDU angeblich gesagt habe: »Ich danke Ihnen, daß Sie Herrn Burauen wieder aufgestellt haben.«

Auf ihre Plakate lässt die SPD den Slogan drucken: »Vertrauen zu Burauen«. Was Ernst Schwering veranlasst, mit einem gedruckten Reim die Wahlbürger zu erfreuen: »Vertrauen zu Burauen? / Nein, Nein, Nein! / Denn er war und ist / Ein echter Sozialist! / Darum nicht Burauen / Sondern »Dem Erfolg vertrauen« / Den gibt wie bisher auf Dauer / Einzig Konrad Adenauer ...«

»Dem Erfolg vertrauen«, dies ist eine der CDU-Wahlkampfparolen. Der Erfolg liegt lange zurück, und den Bundeskanzler zu bemühen, »der für Köln als seine Stadt Herrliches geschaffen« habe, ist doch eher ein Akt der Hilflosigkeit – sollte doch, sagt Winfried Herbers, die »Konzentration aller Kräfte« auf ein Ziel nur ausgerichtet werden: »Wiedereroberung der Macht im Kölner Rathaus«.

Daraus wird nichts. Zwar legt die CDU gegenüber 1956 (41,9 Prozent) zu und holt 45,4 Prozent der Stimmen, aber auch die SPD verbessert ihr gutes Ergebnis von damals 46 auf 46,8 Prozent. Die Strategie der Christdemokraten, den beliebtesten Kölner Sozialdemokraten zu attackieren und so Wähler zu fischen, ist fehlgeschlagen – da hilft auch nicht der Trost, dass die CDU auf Landesebene stärkste Partei geworden ist.

Für den Journalisten Johann Wilhelm Koch, den erfahrenen kommunalpolitischen Redakteur der CDU-nahen *Kölnischen Rundschau*,

wurde die neue Synagoge an der Roonstraße eingeweiht. Die jüdische Gemeinde, sagte Burauen, erlebe »heute einen glücklichen und festlichen Tag«, und er erinnerte an die Schändung und Zerstörung des Gebäudes durch »Verbrecherhände« im November 1938, »ein unerhörtes Sakrileg, das alle Kölner mit Abscheu, Entsetzen und Schauder erfüllt« habe.

Alle Kölner – diese Formulierung war ein historischer Missgriff. Er wollte wohl sagen: alle Kölner, die so denken wie ich. Es ist eine gerne gepflegte Legende, in dem doch so liberalen Köln habe der Nationalsozialismus nicht richtig Fuß fassen können, und es ist eine ebenso gern gepflegte Legende, hier sei der Widerstand gegen das Regime energischer gewesen als anderswo. Wenige Wochen nach ihrer Eröffnung beschmierten zwei junge Rechtsextremisten die Synagoge mit Hakenkreuzen und Nazi-Parolen wie »Juden raus« – was weltweit für Aufsehen sorgte.

Im Jahr danach, 1960, besuchte eine erste Kölner Schülergruppe Tel Aviv; hieraus entwickelte sich ein Austauschprogramm, das Schuldezernent Johannes Giesberts (CDU) angestoßen hatte, immer unterstützt von Burauen; es führte schließlich zu einer Städtefreundschaft zwischen Tel Aviv und Köln.

Der Oberbürgermeister war ein häufiger Gast in der Synagoge – und immer hochwillkommen. An Dezembertagen spielte er vor Kindern den Chanukkamann. Chanukka ist eigentlich ein mehrtägiges Lichterfest. Juden kennen weder den Weihnachtsmann noch das Christkind oder den Nikolaus. Und so erfanden jüdische Eltern diese Figur, die in keinem der heiligen Bücher auch nur andeutungsweise erwähnt wird – auf dass auch ihre Kinder, wie die der Christen, beschert werden könnten. Vom Chanukkamann.

»Zweifelloser der beliebteste dieser Gattung« nach dem Urteil eines Zeitgenossen: Burauen. Im Buch *Zuhause in Köln ... Jüdisches Leben 1945 bis heute* ist ein wunderschönes Foto abgedruckt – der Oberbürgermeister, ein Geschenkpaket in der Hand, vor ihm drei Kinder. Die Zeile auf dem Bild: »Dat jitt et nur in Kölle.«

DER MENSCH

Theo Burauen hatte ein Faible für Sportler. Für Schwimmer. Für Radfahrer. Für Fußballer. Wann immer es ging, besuchte er die Heimspiele der Viktoria oder des 1. FC Köln.

Natürlich ist er dabei, als der FC mit seinem Kapitän Hans Schäfer am 12. Mai 1962 zum ersten Mal um die deutsche Meisterschaft spielt – in Berlin. »Na, Theo, wie sieht's denn aus?«, fragt Willy Brandt, Berlins Regierender Bürgermeister, seinen Tribünenachbarn und Parteifreund. Burauen: »Hoffentlich gut.« Darauf Brandt: »Ich gönne es dir.«

Die ersten zehn Minuten, analysiert Burauen in Kennermanier, »waren wohl die schwersten des ganzen Spiels« – und dennoch sei er »von einer seltenen Ruhe getragen« worden, »die ich mir selber nicht erklären konnte«. Köln gewinnt am Ende souverän mit 4:0 gegen Nürnberg; als Burauen in der Kabine dem FC-Präsidenten Franz Kremer auf die Schulter klopft, »da wurde meine Hand feucht, es war der Schweiß, der des Edlen wert ist«. Kremer, ein Leidender über 90 Minuten.

Burauen hatte ebenso ein Faible für Leichtathleten. Für einen wie Klaus Ulonska etwa, Sprintstar des ASV Köln, nachmalig Stadtverordneter der CDU und Vorsitzender des Sportausschusses: Deutscher Meister in der 4-mal-100-Meter-Staffel 1961, Europameister 1962 in derselben Disziplin, wiederum Deutscher Meister ein Jahr später.

Und nach den Triumphen gibt es stets einen Empfang beim Oberbürgermeister im Rathaus. Beim letzten schaut er Ulonska, der



Riesentrubel auf dem Neumarkt: Burauen empfängt am 14. Mai 1962 den deutschen Fußballmeister 1. FC Köln, Kapitän Hans Schäfer zeigt die Meisterschale.

ist gerade erst 21, kurz an. Sagt: »Du bist jetzt das dritte Mal hier.« Streckt ihm die Hand hin: »Ich bin der Döres, du kannst mich duzen.« Der junge Mann ist überrascht, »total überrascht«, aber auch »unglaublich stolz«. Das Du hat bis zum Ende gehalten.

Viel später, ebenfalls im Rathaus. Burauen begrüßt Gäste aus Tunesien. Eine junge Journalistin ist offenkundig zum ersten Mal hier, sie wirkt irgendwie verloren, unsicher. Er bemerkt es, fasst sie um die Schultern: »Hier tut Ihnen niemand etwas. Was möchten Sie wissen? Fragen Sie mich ruhig.«

Viele bewunderten ihn wegen seines Instinkts, im rechten Augenblick das Richtige zu tun. Vielen litten auch – weil Burauen ab und an cholerisch reagierte. Da konnte es passieren, dass er vor den Augen einer Sekretärin wutgeladen Akten von seinem Schreibtisch auf den Boden hieb. Um wenig später den Versuch zu starten, wieder charmant zu sein: mit einer Flasche »4711« in der Hand. Und der Entschuldigung: »Das war nicht gegen Sie gemeint.«

Burauen, der Herzliche. Und manchmal der Herrische. Einer, der beharrlich sein konnte. Wenn er sich im Recht wähnte. Burauen, der Autoritäre.

Autobahn Köln, Richtung Düsseldorf. Sein schneeweißer Dienst-Mercedes schleicht kilometerlang auf der linken Spur, Burauen sitzt im Fond und blättert in Akten. Ein Theologiestudent, an Bord zwei Kommilitonen, fährt lange mit seinem klapprigen Fiat 500 hinterher, dann zieht er entnervt rechts am Mercedes vorbei – was Burauen in hohem Maße ärgert. Er notiert sich das Kennzeichen, erstattet Anzeige: Rechts zu überholen ist im Prinzip ein Verstoß gegen die Straßenverkehrsordnung.

Es kommt zum Prozess. Als Zeuge erscheint er nicht in der Gerichtsverhandlung, sein Anwalt verliert lediglich eine Erklärung. »Die Anzeige des Oberbürgermeisters«, sagt der Staatsanwalt in seinem kurzen Plädoyer, »war etwas unglücklich.« Der Amtsrichter spricht im Mai 1966 den Studenten frei – und kann sich die Bemerkung nicht verkneifen, »der moderne Klassenkampf« spiele sich offenkundig »heute auf der linken Fahrspur ab«.

Burauen war leidenschaftlicher Briefmarkensammler, Volkssport in den 1960er-Jahren. Und er kegelte gerne, er fotografierte. Es machte ihm großen Spaß, als Ehrengast auf Veranstaltungen kleiner Vereine die Menschen hier – sie erwarteten hehre Worte, auch Festreden genannt – mit lebensnahen Episoden zu unterhalten. Bei einer Jubiläumsfeier des Züchtervereins »Kanaria« etwa.

»Ich will Ihnen mal ein Kindheitserlebnis erzählen«, hebt er an. »Meine Mutter hatte einen schönen Kater. Vor Weihnachten saßen Vater, mein Bruder und ich zusammen. Was schenken wir ihr? Einen Kanarienvogel. Käfig gekauft, Vogel rein – sie hatte Spaß, der Kater kam ja nicht ran. Dann stand eines Tages kein Mittagessen auf dem Tisch, Mutter weinte. Sie hatte vergessen, den Käfig zu schließen. Der Vogel war draußen, und zack, der Kater hatte ihn.« Da müssen selbst die Züchter von Kanarienvögeln herzlich lachen.

Lachen. Burauen mag kein redegewaltiger Volkstribun gewesen sein, er liebte es, in der »natürlichen Sprache des Volkes« zu reden, »einem gepflegten Kölsch«, schnörkellos, klar, mitunter auch schroff. Dafür war er im Karneval ein begnadeter Büttenredner, Meister der Parodie und der feinen Verspottung. »Er hielt«, schreibt Peter Fuchs, »keine Vorträge, sondern sprach improvisiert, nahm einen aktuellen Fall aufs Korn, witzig, gefühlsbetont, ungeniert und mit überraschender Pointe – dabei jedoch niemanden verletzend, auch den politischen Gegner nicht.«

Und Burauen streute immer wieder Begriffe ein, die der Semi-Kölner gar nicht kannte und die beim wirklichen Kölner oftmals in Vergessenheit geraten waren. »Nöttelefönes« zum Beispiel, ein verdrießlicher, immer kritisierender Zeitgenosse. Oder der »Loß mich jon«: einer ohne Mumm, ohne Energie.

Im Karneval 1957, zu Beginn seines ersten Amtsjahrs, gierten die Gesellschaften regelrecht danach, ihn dem Publikum präsentieren zu können, es hagelte Einladungen. Da habe er »konsequent« reagieren müssen: eine annehmen, zwei – »Und sonst keine? Doch dann verbiesterst du dir die anderen.« Also ging er überall hin, 71 Veranstaltungen: »69mal stand ich in der Bütt.« Und hielt als »Döres« durch.

Derlei Auftritte konnte er auch als eine Art Regulativ nutzen, als eine Art pädagogischer Maßnahme. Dem Sozialpolitiker aus Pasion war beim Wiederaufbau der Stadt eines ganz wichtig gewesen: »Keine Ghettos« zu schaffen »für Evakuierte oder Flüchtlinge oder Vertriebene. Nein, hübsch untereinander gemischt jung und alt, Rheinländer, Schlesier, West- und Ostpreußen, Mecklenburger und Pommer.«

Jene Menschen wurden in Köln oftmals, wenig liebevoll, Pimmocks genannt. Die rheinische Fähigkeit zur Wortschöpferei ist hinlänglich bekannt, aber woher die Bezeichnung rührt und was sie bedeutet, ist den Rheinländern nicht wirklich bekannt. Pimmocks könnten Steinmetzen am Kölner Dom gewesen sein, die



Lustiges »Stippeföttche« mit seinem Vertreter und Vertrauten: Burauen und CDU-Bürgermeister Franz Lemmens auf einer Sitzung der Roten Funken

aus dem Piemont stammten. Oder, im 19. Jahrhundert, Erntearbeiter aus ostelbischen Gebieten. Auf jeden Fall galt und gilt: Der Begriff Pimmock kommt schlechter weg als der des Imi. Ins saubere Wissenschaftsdeutsch übertragen: Er ist negativ konnotiert. Burauen sagte es anders: Es sei eine Schande, Menschen »mit diesem schrecklichen Begriff herabzuwürdigen«. Und weil so mancher Büttenredner dummdreiste Witze über sie riss, drohte der Oberbürgermeister mit einem Besuchsboykott – was überaus nachhaltig wirkte.

Er konnte auch einen Auftritt nutzen, um, wie Fuchs anmerkte, »freundlich zu karikieren«. Bei einer Herrensitzung der Lyskircher



Nach seinem legendären »Kölle Alaaf!« ein Bad in der Menge:
US-Präsident John F. Kennedy bei der Köln-Visite am 23. Juni 1963

So sehr Burauen die Queen und de Gaulle auch schätzte – die wichtigste Figur der Weltgeschichte, die er traf in seinem Köln, war der 35. Präsident der Vereinigten Staaten: John F. Kennedy. Weil der ihn mit »seiner burschikosen, jugendlich frischen Art« befreit hatte »von politischen Zweifeln: ob die westliche Welt 100prozentig uns zur Seite steht«.

Kennedy war hier knapp zwei Jahre vor der Queen, am 23. Juni 1963. Bei ihm hatte das Protokoll angeordnet: würdige Distanz. Gleich im Rathaus griff Kennedy sich Burauen, ein Dolmetscher übersetzte: »Stimmt es, Oberbürgermeister, daß es bei euch ein bestimmtes Grußwort gibt: Kölle Alaaf?«

Burauen: »Das stimmt. Wenn Sie es sagen, haben Sie Köln für sich gewonnen.«

Kennedys kurze Rede ist wohl die launigste, die je ein Mann seiner Güte in Köln hielt. Erst übermittelte er Grüße seiner Landsleute, angeblich auch die der Bürger von »Cologne/Minnesota, Cologne / New Jersey und Cologne / Texas«. Dann sprach er die vermeintliche

Sorge vieler Amerikaner an, im »öffentlichen Leben« gebe es zu viele Kennedys, sein Konter: Bei euch gibt's doch jede Menge Adenauers – der Kanzler, lange Jahre Oberbürgermeister, stand direkt neben ihm, dessen Sohn Max Adenauer, Oberstadtdirektor seit 1953, nicht weit entfernt.

»Ich komme aus Boston«, sagte Kennedy, »Boston gilt als die älteste Stadt der Vereinigten Staaten.« Und jetzt sei er »in Köln, wo stolz die Römer marschierten, als wir Bostoner noch in Fellen herumliefen«. Die Menschen lachten. Und dann die zwei Worte: »Kölle Alaaf!« Die Menschen jubelten.

Fast auf den Tag genau fünf Monate später fiel der mächtigste Mann der Welt einem Attentat zum Opfer. Die Menschen trauerten. Über 5000 Kölner beteiligten sich am 25. November an einem Schweigemarsch zu Ehren Kennedys, der an der Universität begann und Richtung Amerika Haus zog. Bei der offiziellen Trauerfeier der Stadt am 28. November lobte Bürgermeister Franz Lemmens, der Stellvertreter Burauens, Kennedy habe »ein Licht entzündet, das unter den freien Völkern nicht mehr erlöschen wird. Er wird nie vergessen in Köln ...« Wenig später wurde ein Abschnitt des Deutzer Ufers umbenannt in Kennedy-Ufer.

Kurort im schweizerischen Kanton St. Gallen. Bald darauf kehrt er ins Rathaus zurück. Verändert, schmaler geworden. Und er hat aufgehört zu rauchen. Fast zwölf Jahre ist Burauen jetzt Oberbürgermeister.

*

Noch in Bad Ragaz erreicht Burauen ein Brief Wilhelm Windeckers, datiert vom 5. August. Gerade ist der Zoodirektor von einer Ruanda-Reise zurückgekehrt, er bestellt Grüße vom Informationsminister und der »deutschen Colonie«. Und berichtet Erfreuliches. »Zwei unserer schwarzen Praktikanten«, schreibt Windecker nicht ohne Stolz, hätten »gute Stellungen erhalten«: einer sei bei Minani im Ministerium tätig, der andere zum Chef des Parc des Volcans avanciert und »damit verantwortlich für das Schicksal von etwa 1400 Berggorillas«.

Dann folgt ein entscheidender Satz: »Bei der Begegnung mit Herrn Minani bat ich um Überlassung von 1,1 dieser Berggorillas. Vielleicht haben wir Glück ...« 1,1 – das heißt in der Sprache der Tierforscher und Zoologen: ein Männchen, ein Weibchen.

In keinem deutschen Zoo leben Berggorillas, ein solches Pärchen wäre eine Sensation, ein Publikumsmagnet. Das weiß Burauen, und wahrscheinlich weiß er als langjähriger Vorsitzender des Zoo-Aufsichtsrats auch, dass Berggorillas in einem »Rotbuch« gefährdeter Tierarten gelistet sind. Windecker weiß es gewiss, er hat es in seinem Kagera-Papier ausdrücklich erwähnt. Und er weiß mit hoher Wahrscheinlichkeit, dass ihr Export einen Verstoß gegen die Londoner Konvention von 1933 darstellen könnte – schließlich ist Windecker Präsident der Internationalen Vereinigung der Zoodirektoren.

Und deshalb muss, als Minani im Sommer 1969 tatsächlich zwei kleine Berggorillas nach Köln bringt, eine Sprachregelung her. Sie lautet, ganz schlicht: Die Affen sind ein Staatsgeschenk, und ein



Für den Kölner Zoo tat er alles: Theo Burauen, der langjährige Aufsichtsratsvorsitzende, spielt mit einem indischen Bären.

Staatsgeschenk darf nicht zurückgewiesen werden. Burauen wird noch hinzufügen: »ein spontanes Geschenk«. Kein Wort davon, dass Windecker die Initiative ergriffen hat; wäre sein Brief an Burauen bekannt geworden, dann hätte der losbrechende Protest von Tierschützern in einer regelrechten Affäre enden können.

Die Vorgeschichte jenes angeblich spontanen Staatsgeschenks ist eine tragische, ein filmreifes Stück. Sie beginnt im Parc des Volcans, wo die US-amerikanische Zoologin Dian Fossey das Leben der aussterbenden Affenart studiert, ihr Auftraggeber ist die National Geographic Society. Anfang Januar 1969 sucht sie der Parkchef auf – jener Mann also, der bei Windecker sein Praktikum gemacht hat. Er fragt, ob sie ihm helfen könne, »zwei Gorillas für den Kölner Zoo zu bekommen« (O-Ton Fossey). Natürlich lehnt sie ab